

DANCING IN THE

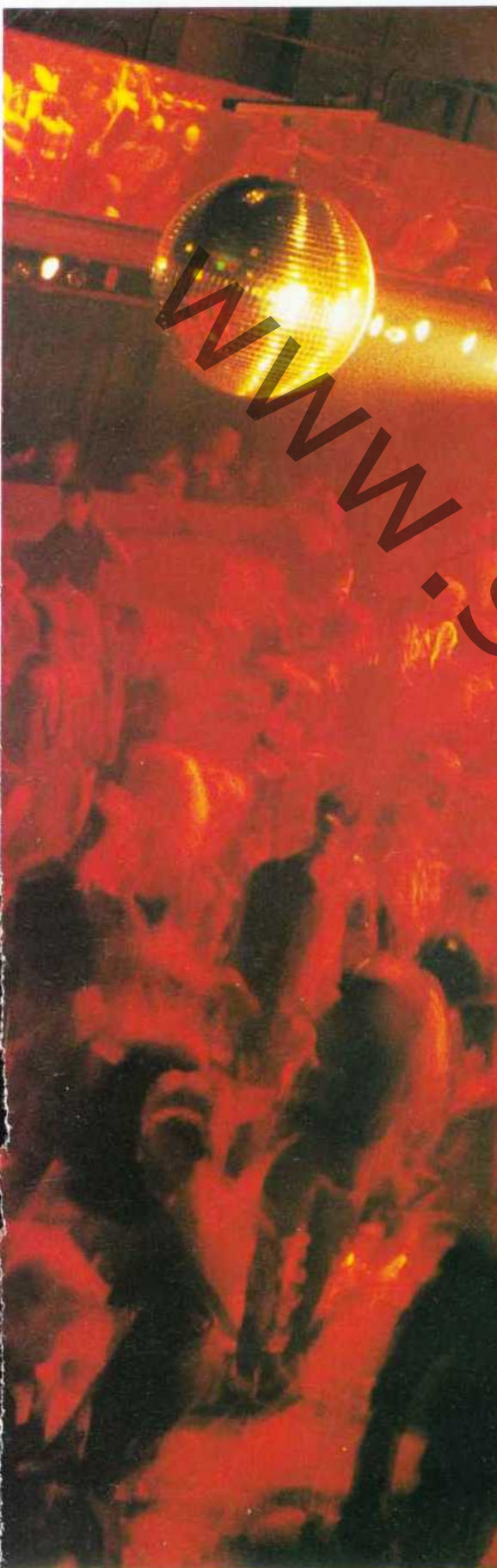
Electric Boogie, Smurf, oder Robot: So heißen die neuen Tanz-Gefühle, die sich aus New York den Weg nach Europa bahnen. Dort waren es die Farbigen aus der Bronx, die die neuen Kapriolen schlugen, hier führen die Ghetto Kids die Türken an. TIP-Mitarbeiter Barry Graves beschreibt Szene und Szenerie



Josef alias Mister Yellow:
Der Sechzehnjährige
aus der Türkei übt täglich



STREETS



www.studio89.de

DANCING IN THE STREETS

Halb zwei, und Chris ist nicht gut drauf. Die Westdeutschen werfen sich in die Parkas, die Insider rücken an und wollen action. Chris wird nervös in seinem Glaskasten, fünf Meter über den Tänzern. „Vielleicht hat er heute abend nichts Gescheites zu rauchen gehabt“, sagt Volker. Ihm ist es egal, irgendetwas fällt ihm schon ein zu der endlosen Synthesizer-Schleife, die sich aus den übersteuerten Lautsprechern spult. Volker ist jeden Samstag im Metropol – weit nach Mitternacht, denn er ist ja Kenner. Und da weiß er natürlich, daß Chris immer die Kurve kriegt; vielleicht schon um drei, vielleicht auch erst um halb fünf. Aber dann macht das Metropol Metropolen-Musik: Darth Vader trifft Marquis de Sade, heidnische Regentänze im Atomkraftwerk, Rituale, Meditation, Ausflippen, Wegtreten, Durchstarten. Dann kommt der volllederene Jochen richtig auf Touren, er läßt die Stiefel knallen und die Ketten klirren, reckt die behandschuhte Faust und drückt sich mit der linken Hand den Poppers-Inhalator an die Nase. Um ihn herum raschelt das Vinyl, reißt das Flanell, klatschen die nassen Haare über selig verdrehte Augen; die erogene Zone der entrückten Tänzer in Trance ist in ihre verknautschten Adidas-Schuhe gerutscht. Keiner, der nichts genommen hat, jeder ist bereit zum Einstieg in eine Welt jenseits der Europa-Meisterschaft in den Standard- und Lateinamerikanischen Tänzen. Ein kalter Planet, ein frierendes Universum auf der anderen Seite der Zivilisation. Wir sind die neuen Barbaren, wir scharen uns um den neonglühenden, neblspeienden Totempfehl, Freibeuter im All, von den Sternenschiffen der bürgerlichen Interplanetarier verbannt – aus Laserbatterien angetrieben, vom Pulschlag der elektronischen Drums motiviert, Sequencer-



**NEBENJOB BREAKDANCE:
„ICH WILL MIT DEM
TANZEN GELD VERDIENEN**



**GESTANK, ABRISS, LÄRM
UND FRUST EINFACH IN
TANZ VERWANDELN**

erregt, Synthesizer-selig. Fuck 1984, wenn man doch schon im Jahr 3000 ist. Und Chris steht da oben vor seinen Plattentellern und lächelt. Ihm rutscht jedesmal die beste Transit-Musik der westlichen Hemisphäre heraus – irgendwann am Morgen, wenn's keiner so recht erwartet. Quiet-schender Kosmos, schlecht geölte Planeten; die würden neidisch im sich verwöhnt vorkommenden New York, wenn sie nur ahnten, wie weit man im Metropol bisweilen wegdriften kann.

Aber es ist ja erst halb zwei, und Chris ist nicht gut drauf. Scheiße, denkt die Gang vor dem linken Lautsprecher vorn an der Bühne. Da rackert man sich die ganze Woche im Nautilus-Studio den Body stramm, bringt sich im Bräunungs-Center wieder mal dem Hautkrebs näher, und die Musik kommt nicht von der Stelle. Überhaupt, die Lichter heute wieder, als sei Lummers wilde Horde unterwegs: Krankenwagen-rot zuckt es von der Galerie, Stroboskop-Flak schießt vom Balkon; und wer sieht schon im Widerschein der grünen Laserattacken aus dem 1. Rang geil aus?

Schlimmer kann's im Far Out auch nicht kommen. „Wenn ich was an 'ner Disco hasse, dann isse, wenn ich schwitzen muß, ohne daß ich will.“ Klar, 'ne orange-rote Tante an der Tür lächelt artig, die hinterm Tresen sind immer lieb, auch wenn einer stundenlang feilscht, ob in 'ne Bloody Mary zuerst der Wodka und dann der Tomaten-Juice kommt – oder umgekehrt. Im Metropol sehen die hinterm Tresen manchmal so aus, daß man noch nicht mal 'ne angebrauchte Selter von denen kaufen möchte. Na ja, wer hat schon Stil in deutschen Diskotheken. Die Anlage von 'nem guten Kumpel aus dem HiFi-Discount, das Design aus dem Bauhaus, und das Licht-Styling oder Platten-Programmieren frei nach den Fortbildungskursen, die der Deutsche Disc-Jockey-Verband anbieten mag. „Stay-in' Alive“ ist bei so viel Mittelmaß tatsächlich 'ne Freizeit-Überlebenskunst; ein „Flashdance“ zuckt einem da kaum in die Glieder. „Wenn du so willst“, sagt Volker, „dann ruf ich die Steffi aus der Revision an, und wir

gehen in den Dschungel – obwohl die jetzt auch schon welche reinlassen, die sich bei Benetton einkleiden.“ Aber das ist doch das Gute an der klassenlosen Selbstdarstellungs-Disco: man sitzt auf der Empore, hat vor sich den Sekt auf der weißen Tischdecke stehen, und sieht aus wie die eigenen Eltern. Conny und Peter lächeln kühl an einem Post-Nuklear-Punk aus den „Mad Max“-Filmen vorbei. Hier kann man arbeitslos und mitten im Entzug sein – und trotzdem majestätisch die Fünfziger-Jahre-Treppe runterschreiten, wie Gloria Swanson in „Boulevard der Dämmerung“. Keiner guckt, und trotzdem haben's alle gesehen. Das gibt morgen wie-

gleich. Und guck mal, wie unsere Berliner schon konditioniert sind: Keiner sagt: „So 'ne Scheiße“ oder „So könnt Ihr in Ankara machen, aber nicht bei uns“. Sie staurien und klatschen, und in manchen Augen unter 30 glaube ich zu lesen: Wie die ihren Körper im Griff haben, so viel Rhythmus, so viel Spontaneität, so viel kreativer Witz bei Typen von der Straße. Es kommt wohl nicht von ungefähr, daß auch hier die Kids aus den Minderheiten-Gettos den neuen Tanz-Stil markieren: wie in Harlem, wie in der Süd-Bronx, wo man sich durch den Dschungel des feindseligen Alltags-Lebens mit der messerscharfen Zunge des Rap-Virtuosen haut: ein schnelles Wortspiel, ein gut pointierter

Rille steckenzubleiben, er führt mich mit Echo-Mätzchen in die Irre, er wird klebrig, er zerstäubt, er sabotiert die Melodie und läßt sie gleich danach ausglitschen. „Street Music“, sagt Arthur Baker vom „Streetwise“-Label, das von Afrika Bambaataa über Rocker's Revenge bis Eartha Kitt alles herausbringt, was flutscht und flippt, „Street Music definiert den Jazz-Begriff ‚funky‘ neu. Der Electro Boogie ist so nah dran am Jazz, daß John Coltrane seine Freude hätte.“

„Locking rhythms to the beat of her heart/changing movement into light/She has danced into the danger zone/when the dancer becomes the dance. .../On the ice blue line of insanity/is a place most never see/It's a hard won place of mystery/Touch it but can't hold it“
(Michael Sembello: „Maniac“).

DIE EROGENE ZONE IST IN DIE ADIDAS-SCHUHE GERUTSCHT

der einen Talk in manchen Frisörsalons der Bleibtreustraße. S&M Wear von Jeans Mode Trends in der Uhland, (leider nicht authentisch mit Schmutzflecken aus den Schützengräben von Da Nang), ein Philips Mignon-Single-Plattenspieler aus dem Nachlaß von Alexandra (bei Extra Design in der Wieland teuer genug errungen), ein japanischer Re-Mix bislang unveröffentlichter Tracks aus der neuen Kraftwerk-LP „Technopop“, die um Weihnachten erscheinen soll – ich kann alles zum Sperrmüll geben, denn ich habe gestern ein paar Kids vor Wertheim gesehen, die konnten den Breakdance und Electric Boogie so gut, wie ich noch nicht mal wußte, daß man ihn überhaupt können kann. Frankenstein, aus Resten von Grace Jones und Gary Numan montiert, Zombie-Zucken, das in Grätschen, Bauchklatschern, Herumkugeln auf dem Rücken endet – High Tech im Tanz und dennoch lebendig, amüsant. C3PO auf dem High Speed Trip als deutscher Bodenturner – das ist zum Fürchten und komisch zu-

Szene-Witz, clevere Situations-Komik als Überlebens-training für den Ernstfall. Wo man den Lärm, den Gestank, den Abriß, den Streß und Frust in Tanz verwandelt. Wo man in Nike-Golfschuhen oder auf Puma-Stollen am Schlesischen Tor langhüpft und „Hig, hop, hip hipet hipety hop“ singt, während ein paar Skinheads gerade im dumpfen Zorn „Laßt alle Kebab-Buden brennen“ an die Mauer sprayen. Wo man an einem Einsatzwagen der Polizei zum „Rockit“-Scratch von Herbie Hancock vorbeiwirbelt und unter'm Walkman gar nicht merkt, daß die ganz gerne mitgewirbelt wären, anstatt den Wasserwerfer klarzumachen. Wo man mit einer Cassettenlänge Tom Tom Club, Jonzun Crew, Soulsonic Force und Freeez von der Ausländermeldestelle über's Arbeitsamt spielend bis zum Fortbildungskursus steppt. Die City ist irrer als jedes Videospiel, wenn ich, high im Sound, dahingleite. Und der Beat ist danach: Er treibt, er verschleppt, er scheint in der

alb drei, und „Jellybean“ schwitzt nicht mal. Dabei hat er gerade das große Abenteuer gewagt, doch er hat gewonnen, und die Kids lieben ihn. John „Jellybean“ Benitez, 25, gewinnt immer. Er hat den Remix für die Talking Heads, den „Flashdance“-Soundtrack, Billy Joel, Paul McCartney, Warp 9, Madonna, Naked Eyes, Was (Not Was) und Elvis Costello gemacht; ihm braucht niemand zu erzählen, wie eine Maxi-Single für die Massen zu klingen hat. Aber er liebt das Risiko, und so läßt er manchmal seine drei Technics 1200-Plattenteller kalt und wirft ein neues Band auf die Maschine. Und die Producer dieser neuen, verschärften Post-Rap-110 Volt-Elektro-Beat-Ausgelassenheit stehen dabei und gucken sich die Kids durch die Scheibe an. „Ihr ganzes Leben kreist darum, samstags fit für das ‚Fun House‘ zu sein“, sagt „Jellybean“. 2800 qm Experimentiergelände an der 26. Straße im Südwesten Manhattans, da wo Chelsea nur noch aus Lagerhäusern und Lastwagen-Parks besteht. Im „Fun House“ stauben weder Mick noch Liza noch Andy mit Koks um sich, da ist kein Star-Territorium für's schicke Sehen und Gesehen-Werden. Ins „Fun House“

DANCING IN THE STREETS



**DJ ALLEN JOHNSON:
NUR IN „SCHWARZEN“
ALS SCRATCHER GEFRAGT**



**BREAKDANCE-WETTBEWERB
IN DER BERLINER DISCO
„LA BELLE“: HIP-HOP-BEAT**

drängen die „bridge and tunnel“ kids – die 12- bis 20jährigen, die nur per Brücke oder Tunnel anrücken können, aus Brooklyn und Queens, aus der Welt der Arbeiterfamilien, Streetgangs, Fernsehdiner und Woolworth-Kultur. Tanzen ist für sie ein ernstes Geschäft. Da hängen sie schon mal elf Stunden dran, bis früh um neun, wenn die Sonne hoch ist und man gleich durch den Washington Square Park in der Village weitertanzen kann. Alyse aus dem Pizze-Laden an der Jamaica Avenue in Queens streut Baby puder auf die Tanzfläche, direkt vor „Jellybeans“ Fenster. Sie gehört zur Tanz-Gang der „Juice Crew“, die allmählich die „Buggas“ von den bestbeleuchteten Podiums plätzen verdrängt hat. „Die Girls tanzen, aber die Boys machen ‘ne Show“, sagt „Jellybean“. Alyse läßt das nicht gelten, und dafür hat sie ihre Umhängetasche proppenvoll gepackt: Deostift, zwei T-Shirts, ein Handtuch, ein Paar Tennisschuhe für die Aufwärm tänze, ein Paar Ledertreter für die härtere Phase, Eyeliner, Lippenstift, Zahnbürste, Zahnpasta, Cologne und das Sweatshirt mit der Aufschrift „Juice Crew“. Zweitausend Tänzer drängen sich an guten Samstagen vor „Jellybeans“ Augen. Er agiert hinter einer Wand, auf die ein vier Meter hohes Clownsgesicht gemalt ist, mit einer dreidimensionalen Nase und großen, gelben Lichtern als Augen. Im weit-aufgerissenen Mund des Clowns sitzt eine Glasscheibe, und dahinter sitzt „Jellybean“. Der beste Disc Jockey auf Erden. Und er hat die besten Tänzer. Sie haben alle Schritte und Sprünge drauf, sie wetteifern darum, noch bessere aus dem Stand oder Sprung zu erfinden, sie treiben sich an zur Vereinigung

ihren schneigen Körper mit der Musik, sie geraten in Ekstase, ihr italienisches oder puertorikanisches Temperament geht hoch. Video-Kameras überwachen die Szene aus allen Blickwinkeln. Hinter einer Stahltür sitzt einer der Besitzer vor einer Batterie Monitore und schaut zu. Wenn nichts passiert, zählt er das Eintrittsgeld, das durch eine Rohrpostanlage direkt von der Kasse zu ihm geschossen kommt. Nichts und niemand soll den Fun im Fun House trüben, wenn „Jellybean“ seine Mixturen einspielt, die vom Free Jazz, der Minimal Music der Avantgarde und dem Düsseldorfer Heimwerker-Pop der Kraftwerk-Sonderlinge gleichermaßen inspi-

durch die Regenwolken. Oh, Mann, ich brauch keinen Joint mehr, die Stadt turnt die Musik zu immer neuen Kapriolen an, die Musik bringt die Stadt auf Touren. Das ist „street sound“, weit weg von Travolta und teuren CD-Plattenspielern. Und der Mick Jagger leckt die Graffiti ab, während Keith Richards mit der Jack-Daniels-Flasche in die Kanalisation winkt: Eh, ihr dreckigen Kids da unten, ihr habt den Sound, und wir haben die Kohle, machen wir halbe-halbe. Die Plattenbosse lassen die Heroin-Nadel sinken und klappen die Koks-Dose zu: Schon wieder ein Trend verpaßt, während ich mit meiner Frau bei Gucci war. „Love is a stranger in an open air. . .“: die Engländer haben's ka-

ONKEL SATCHMO, HAT'S BEI EUCH AUCH MAL SO ANGEFANGEN?

riert ist. Ja, Mister, das finden Sie in Los Angeles nicht. Da fabrizieren sie „road music“, Autobahn-Musik, Rock'n'Roll für die Honda und den Autostau, Beat für's abgestumpfte Dran-vorbei-Rollen. Aber in New York, in Boston und Philly, da machen sie „street music“, für die Plattenläden, wo man sich über die Regale hinweg die Ohren volldröhnt und die Köpfe heiß diskutiert, für die „ghetto blasters“, die man sich auf die Schultern hievt und im vollen Sound die Straße langschleppt. Das flippige Flirren unterm Kopfhörer, das einen ganz cool einen endlosen Trip auf der verrotteten, überfüllten Subway durchstehen läßt, der Fetzen Syndrum-Gezwitscher aus dem Jeans-Laden, die Prise Funk aus dem Taxi in der Warteschlange, der edel verschleppte Hip-Hop-Beat am Zeitungs-Kiosk. Die Stadt swingt, die Straße wellt sich wie ein Oszillatorbild, die Hochhäuser steppen wie 'ne Girtanztruppe, die Autos summen: „Yeah, yeah. . . we're looking for the perfect beat“, und die Sonne knallt die schärfste Light Show

piert. Scheiße, daß man weiß ist. Schwulsein hilft da auch nur bedingt. Die Black Kids haben alles, darum wollen die den Rock'n'Roll auch gar nicht mehr. wieder Funk, Rap, Break, Electric Freak Out Boogie, Space Beat, Robot Jazz, Scratch, Latin Soul, Bionic Blast — der Casio ist mein Labor, ich bin der Alchemist der Straße, ich kenne keine Grenzen mehr. . . oh, Onkel Satchmo aus New Orleans, hat's nicht bei Euch auch mal so angefangen? Wie habt Ihr das genannt — Anarchie, Musik für die Basis, Post- irgendwas, Sub- dies, Anti- das? Wir sind Akteure im Front-Theater der nahenden Apocalypse. Wir inszenieren die Straße als Show, wir stilisieren unser Leben zur Revue, die uns diese Scheiß-Politiker ohne Perspektive nicht verpfuschen können. Wenn wir tanzen, tanzen wir auf dem Oberdeck eines kosmischen Kreuzfahrtschiffes. Einer hat im Grätschsprung „Titanic“ draufgesprüht. Hip Hop. Bebop. Zack. Flash. Wow!

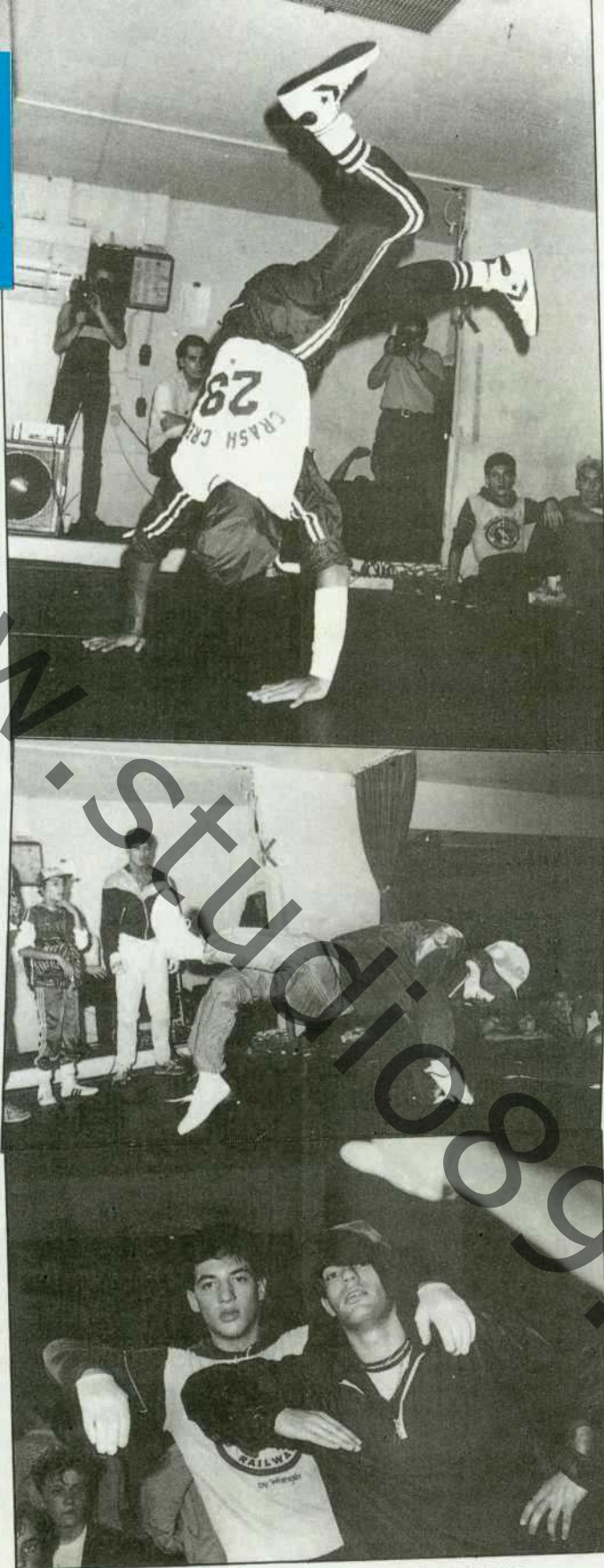
Vor Wertheim und im Loft, an der Gedächtniskirche oder im ZigZag — der Breakdance läßt die Böden schwingen. Und die Berufung wird schon zum Beruf: Die Besten der Szene haben schon ihre Manager und lassen sich ihre Tänzerchen bezahlen. Peter Adler sah und hörte sich um

Bülent, 18, ist gefragt. Tagsüber verkauft er Fiorucci-Klamotten in der „Mini-City“, aber nicht deshalb treffe ich ihn auf einer privaten Party Berliner Mode-Avantgardisten. Denn an diesem Abend ist die waghalsige Boden-Akrobatik seiner „Crazy Crew“ die Attraktion für die gestylten Gäste. Die drei Breakdancer wissen zu begeistern. Ein Erfolg für Bülent, der seit vier Jahren dem Erfolg hinterhertanz und von dessen 11. Platz bei einer Disco-Tanz-Weltmeisterschaft hierzulande kaum jemand Notiz nahm. Aber „jetzt fahren die Leute voll auf die Bodensachen ab, die warten alle nur darauf, daß man sich hinschmeißt.“

Bülent jetzt: „Cool B-Kid“ profitiert von einem Trend, der auch unsereins Freude bereitet. Rrrring, und schon wieder ein Anruf: „Wir bräuchten dringend ein paar Fotos und einen Text zu diesen Breakdancern. Da ist doch schwer was los bei Ihnen in Berlin.“ Rrrring: „Unsere Modefirma will für ihre Sportkollektion ein Breakdance-Video drehen. Kannst du für uns nicht 'ne Konnektion herstellen?“ Ein richtig schönes, rundes Mediending.

Breakdance — what a trend! Er füllt zur Zeit jeden Laden. Restlos. Mobilisiert — als Gaffer — alle Schichten der vielfältigen „Szenen“ dieser Stadt. „Crazy legs“ bringen Stimmung — egal ob ins „Zigzag“, ins „Loft“ oder in die Philharmonie.

Also: Nichts wie ran, Mikro raus, Record-Schalter drücken, Stimmungsbild einfangen. Thomas (18) ist dran: „Breakdance? Find ich geil. Verstehst du? Geil, einfach geil!“ Rundherum nur Zustimmung. Schweiß hat Thomas' Föhnfrisur geplättet, das Fiorucci-Hemd dunkel eingefleckt. In dichten Trauben versuchen wir uns draußen vor der Disco-Tür wieder an die sauerstoffhaltige Luft eines frühen Friedenauer Morgens zu gewöhnen. Drin in der Sauna wird derweil der Sieger eines dieser inflationären Pseudo-Meisterschaften gekürt. Bülent hatte hier gegen den Lokalmatador keine Chance, nachdem der DJ zu



Schau-Tanz: Nichts für träge Mittelstands-Kids

TANZ AUS DEM GHETTO

seinem Auftritt dreimal die falsche Platte aufgelegt hat. Doch auch der Sieger — so erfährt man später — hat nur einen Bruchteil des versprochenen Preisgeldes nach Hause nehmen dürfen. Der alltägliche Beschiß.

Draußen erzählt mir einer, auch er und seine Kumpels seien seit Wochen schwer am Üben. „Aber hier in Berlin lohnt sich ein Auftritt nicht mehr, da steht ja an jeder Ecke schon einer.“ Ein Manager habe sich ihrer angenommen, und demnächst ginge es in Westdeutschland durch die Dorfdiscos, „denen mal zeigen, was in Berlin so los ist.“ Von einer Gruppe Türken erfahre ich, daß die Deutschen für den Breakdance nichts taugen: „Die sind viel zu steif. Wir Ausländer und die Neger können uns einfach viel gelenkiger bewegen.“ Das meint auch „Crazy Crew“-Mitglied Mark („Little M.T.“): „Wir haben das einfach im Blut.“ Außerdem seien die Ausländer ehrgeiziger. Die rechte Mischung aus Pantomime (gängiges Vorbild: die Bewegungslehre der Comic-Hefte), Akrobatik und eingefrorener Körpersprache („Freeze“) erfordert viel Trainingsfleiß vor dem heimischen Garderobenspiegel und im Diskokeller des Jugendfreizeitheims. Denn ein Stümper im Breakdance, Electric Boogie, Smurf oder Robot (wie die diversen Stilrichtungen zur Rap-Musik alle heißen) sieht echt daneben aus. Auch Mark mußte da manches Opfer bringen: „Ich hab mich am Anfang oft verletzt, am Knie, Schulter, auf dem Kopf, überall. Aber mit der Zeit kriegste harte Stellen.“

So ein anstrengender Trend ist nichts für die trägen Mittelstands-Kids, für die allenfalls morgens zwischen Vier und Sieben im „DNC“ die durchgestylte Welt noch in Ordnung ist. Da kaufst du dir deinen Trend, zweimal im Jahr für einen Tausender in London und du gehörst dazu. Derweil die schweigende Mehrheit der Jungteutonen auf den Tanzflächen rumhampelt wie eh und je. Im epigonalen Hipie-Muff eines „Linientreu“ (Ausländer sind da unerwünscht) oder als Psychokur im „Far Out“. In diesen Zappel-Arenen verspür ich's körperlich, wieso diese Rückkehr zum Tanz als Kunst diesmal von ganz unten kommen muß, von den Outcasts (auch) der jugendlichen Freizeitkultur. Seht her, hier sind wir, raus aus der Isolation von Spielhalle, Karatecenter und Jugendfreizeitheim. Der sech-

zehnjährige Jozef („Mister Yellow“) aus der Türkei hat seine Lektion gelernt: „Ich war mal mit einem Neger im ‚Yesterday‘ gesessen. Und da hat der zu mir gesagt, ich soll die Tanzfläche räumen lassen, weil er tanzen möchte. Das hat mir ungeheuer imponiert, daß der so was sagen kann. Als Ausländer muß man irgendetwas können, um akzeptiert zu werden. Wenn ich das Tanzen nicht gelernt hätte, würd' ich für die Leute nichts bedeuten.“ Jetzt sind Jozef und seine Freunde von den „Imperious Five“ in den Kudamm-Discos wie dem „Candy“ gern gesehene Gäste. Attraktionen, für die mancher Wirt inzwischen schon mal ein paar Hunnis rüberschiebt. Und eine Boutiquen-Kette (Achtung: Sportswear ist schwer im Kommen!) fürs modische Outfit inklusive diverser Promo-Gigs sorgt. „Ich will mit Tanzen Geld verdienen“, sagt Jozef, „aber ich hab noch nicht ganz den Dreh raus wie.“ Da gäbe es die vielen falschen Freunde, die nie gehaltenen Versprechungen. Immerhin: In einer Tanzschule am Zoo hat Jozef, bisher arbeitslos, einen Job gefunden – als Berlins erster Electric-Boogie-Lehrer. Wie Jozef sind die meisten Cracks der lokalen Szene schon ein, zwei Jahre dabei. Früher traf man sich im „Riverboat“, um von den Gls zu kopieren. Einer dieser Pioniere ist der Fotograf Olaf (heute als „Mighty Crash“ bei den „Imperious“). Er hat sich für ein paar Wochen vor Ort, auf den Straßen und in den Parks von NYC umgetan und ist seitdem

ein totaler „Hiphop“-Fan, sammelt alles was an Platten, Videos, Zeitschriften erreichbar ist, rapt und scratcht bei Bedarf auch selber los.

Doch eine Weile blieb der neue Tanzstil ein Insider-Tip ohne Breitenwirkung. Bis vor einem halben Jahr die Videos kamen: Mit „Graffiti“ gings los. (Übrigens: Warum kann hier eigentlich niemand mit

BREAKDANCE? FIND ICH GEIL. GEIL, EINFACH GEIL! KLAR!

diesen Spraydosen richtig umgehen? Dieses dümmliche Vorschul-Gekrakel von Parolen und Bekenntnissen ödet einen optisch an!). Dann folgten „Captain Hollywood“ und „Buffalo Gals“. Und ein Video-Recorder steht in jedem besseren türkischen Haushalt. Jetzt schlug der Funken endlich von den Underdogs der Bronx nach SO 36. Und ab ging das Ding.

Aber, wie Grandmaster Flash vollkommen richtig bemerkte, „only the strong survive“. Wo so viele mit Macht ins Rampenlicht des Kudamm und der Wilmsdorfer drängen, lernt jeder schnell die harten Gesetze des Show-Bizz. Wenn beispielsweise Manfred,

13 und sein Freund Metin, 14, bisher Pausenstars an ihrer Schöneberger Gesamtschule, vor Wertheim debütieren. Kaum rührt ihr mitgebrachter Getto-Blaster los, da drängen sich schon die ersten Profis in ihr Revier. Nach einer Viertelstunde muß der Kleingeldhaufen in der Baseballmütze schon durch 5 geteilt werden. Immerhin: die ersten sieben Mark sind verdient. Ein „Mister Rocko“,

gen Booms. „Wir sind nur eine Zweckgemeinschaft“ sagt Olaf über die „Impirious Five“, „als Show sind wir für die Leute interessanter.“ Und so versucht man, sich die „Stars“ gegenseitig abzuwerben und gleichzeitig die eigenen Tricks sorgfältig geheim zuhalten. Nur die Entwicklung eines „eigenen Stils“ (Olaf) erhält den Unterhaltungswert vor einem Publikum, das stets nach neuen Sensationen giert. Ohne Show mit einstudierter Choreographie wird in Berlin in ein paar Wochen nichts mehr gehen. Und die Tanzpaläste der übrigen Republik werden demnächst von den „Mächtigen Fünf“ zusammen mit dem Solisten Jonny aus Zaire (bislang als „Mr. Smurf“ allnächtlich im „Chic“) abgegrast.

Mit von dieser Breakdance-Tour ist vielleicht auch D.J. Allen Johnson aus New York, – einer der ganz wenigen, die in Berliner Discotheken an den Plattentellern was vom Mixen und Scratching verstehen. Da aber sowas „Extremes“ dem breiten Tanzgefühl kaum Beine macht, ist Allen nur in den „schwarzen“ Läden angesagt. Ansonsten gilt (selbst im „Dschungel“) das Prinzip Wunschkonzert, Motto: Für jeden etwas, aneinander gereiht wie in Heck's Hitparade (und in fast allen anderen Programmen hiesiger Rundfunk-Anstalten). Freude kommt da nur auf bei einschlägigen Plattenläden: die neuesten Rap-Scheiben gehen weg wie nichts – dank neuer Kunden, den tanzenden Getto-Kids.

Crack aus der Reichenberger Straße, bestimmt hinfort, wer weiter auftreten darf: „Das ist die Scheiße hier, daß gleich jeder mitmachen will. Aber trotzdem haben wir einmal zu Sechst jeder 170 Mark am Vormittag verdient!“. Ansonsten läßt er, wie das so üblich ist, (nicht nur) in der Break-Szene, an seinen Kollegen kein gutes Haar: „Du mußt unbedingt schreiben, daß ich der Beste bin.“ Klaro. Jeder will es alleine schaffen, besser: Irgendwo ein Engagement ergattern. Gruppen sind nur Koalitionen im Kampf um die Aufteilung des Gagentopfs eines vielleicht nur kurzfristi-